



GOTTFRIED KELLER-GESELLSCHAFT

Siebenundvierzigster
Jahresbericht 1978

VERLAG DER GOTTFRIED KELLER-GESELLSCHAFT

ZÜRICH 1979

5

GOTTFRIED KELLER-GESELLSCHAFT

Zwanzigster
Jahresbericht 1978

GOTTFRIED KELLER-GESELLSCHAFT

1978

DIE MITGLIEDSCHAFT DER GOTTFRIED KELLER-GESELLSCHAFT

wird erworben durch schriftliche Anmeldung beim Sekretär (Adresse siehe im Anschluss an den Jahresbericht) und gleichzeitige Einzahlung des Jahresbeitrages auf Postcheckkonto 80-6471. Die Mitgliedschaft berechtigt zur Teilnahme am Herbstbott.

PROFESSOR GOTTFRIED KELLER?

Professor Gottfried Keller? Es hat, beinahe ein Jahr lang, nicht viel dazu gefehlt; nicht viel, aber offenbar das Entscheidende.

Ich möchte Ihnen heute die Geschichte dieser Entscheidung *gegen* einen Lehrstuhl am neu begründeten Schweizerischen Polytechnikum nacherzählen; eine Geschichte, an der nichts Grundsätzliches über das Verhältnis von Dichter und Staat, Poesie und Amt zu lernen sein soll. Die Rede ist vielmehr von *diesem* Dichter, einem damals, 1854, 35jährigen Mann, und *diesem* Staat, dem Zürich im Zeichen des neuen Bundes. Eine ungleiche Partnerschaft, die man sich ein wenig körperlich vorstellen muss, um den Brief des damaligen Nationalrats und späteren Bundesrats Jakob Dubs an die Mohrenstrasse 58 in Berlin recht zu würdigen. Dort sitzt ein nicht mehr junger Landsmann ohne Schulabschluss, ein gescheiterter Maler und politischer Lyriker, vor sechs Jahren versehen mit einem Stipendium der Zürcher Regierung, insgesamt 1800 Franken, die längst aufgebraucht sind, bevor er das Versprechen, ein tüchtiger Bühnendichter zu werden, auch nur von ferne eingelöst hat. Statt dessen schreibt er an einem Roman, den er schon vor ebenfalls sechs Jahren fertig zu haben behauptete und von dem jetzt, 1854, mit Ach und Krach der dritte Teil erschienen ist – unter Bedingungen, die Autor wie Verleger zur Verzweiflung treiben und den Erfolg des Projektes, von dem für Keller so viel abhängt, kompromittieren. Zu schweigen von der Verzweiflung des Dichters an sich selbst, den die Fron am «Grünen Heinrich» nicht nur vom Theater, sondern auch von fast jedem menschlich fördernden Umgang entfernt. Der Stolz gebietet, sich zu verkriechen, wenn man in den Häusern der Hauptstadt nicht als Bettler erscheinen will: die frohe Armut seines Schweizerliedes ist, noch mehr als in München, eine Fiktion. Tatsache ist, dass Keller von Woche zu Woche auf Geld aus der Heimat wartete: sechs Aktien à 300 Franken sollen in einem schweizerischen Gönnerkreis auf den Dichter gezogen werden, damit ihm das Gefängnis erspart bleibt und er wenigstens heimreisen kann; zu diesem Zweck hat er ein genaues Schuldenverzeichnis vorausschicken müssen. Das Geld kommt lange nicht; dafür kommt, datiert 7. Februar 1854, ein Brief von Jakob Dubs:

«Du hast wahrscheinlich in den Zeitungen von unserem Versuch, eine schweizerische Universität zu gründen, gelesen. Diese wurde zwar ver-

worfen; hingegen wurde mit gestern erfolgter Zustimmung beider Räte ein Polytechnikum beschlossen, an das eine Art philosophischer Fakultät angeknüpft wird. Unter den hier zu lehrenden Fächern ist Literatur- und Kunstgeschichte besonders herausgehoben, und es scheint mir nun, Du wärest der Mann, diese Fächer gehörig zu repräsentieren.

Wärest Du damit einverstanden, so würde ich sofort Schritte tun. Wenn die Stellung vielleicht anfänglich auch nicht glänzend dotiert würde, so liesse sich doch möglicherweise eine höhere Summe aussetzen unter dem Titel von Übersiedlungskosten.»¹

Bevor wir den Brief als ein Zeichen vom Himmel lesen, lassen Sie uns auf seine Form achten. Es ist die Du-Form, eine Reverenz an die Generationsverwandtschaft und an die gemeinsamen wilden vierziger Jahre, an Jesuitenstreit und Freischarenzug: bedenken Sie das Alter der damals regierenden Männer. Dubs war 30, Alfred Escher, von dem der Anstoss zu dieser Anfrage ausgegangen ist, 35 wie Keller selbst: man muss, um diesen Sachverhalt zu pointieren, an den Stil und die Personalpolitik heutiger Entwicklungsländer denken. Dazu passt die Formlosigkeit des Angebots. Zwischen zwei Nationalratssitzungen fragt Jakob den Gottfried in Berlin an, ob er nicht Professor am neuen Polytechnikum werden wolle.

Dabei war die Stelle alles andere als eine Formalität. Auch wenn die Koalition aus Katholiken und welschen Föderalisten keine nationale Universität, nur das kulturkämpferisch weniger belastete Polytechnikum zugelassen hatte, so verfügten die Zürcher und Ostschweizer Liberalen damit doch über den Schlüssel zur Entwicklung der nationalen – und nicht *nur* nationalen – Ökonomie. Damit nicht genug: der Ausbau der geplanten «Fakultät für exakte Wissenschaften und Humaniora» versprach die Verwirklichung weitergehender Hochschulpläne auf kaltem Weg. Die philosophische Fakultät der «alten» – in Wirklichkeit kaum zwei Jahrzehnte alten – Zürcher Universität hätte dafür «eingehen» sollen, «um die drei übrigen Fakultäten glänzender auszustatten», wie Keller seinem Freund Hettner im Mai 1854 schreibt². Man sieht, wie unbefangen sich damals die starken Männer Zürichs, auch auf Kosten eigener kantonaler Einrichtungen, als «Bundesbarone» betätigten. Sicher war, dass sie, um ihren Zweck zu erreichen, die neue Abteilung VI des Polytechnikums «glänzend ausstatten» mussten: und da bleibt es doch erstaunlich, dass sie daran dachten, den gescheiterten Keller aus Berlin zurückzurufen. Offenbar waren sie nicht nur von seiner sachlichen Qualifikation überzeugt, sie bauten auch auf seine politische Verlässlichkeit: seine Übereinstimmung mit dem Bild der blühenden Schweiz, das *sie* meinten. Hierin

könnten sie sich freilich zum ersten Mal geirrt haben. Für Escher und die Seinen war der eigene Kanton Machtbasis und Manövriermasse für höhere Eisenbahn-, Finanz- und Baumwollpolitik; für Keller war er etwas weniger – und etwas mehr.

Aber den eigentlichen Haken in Dubs' Brief muss Keller an einem andern Punkt gefühlt haben. Im Kontext liest sich die Berufung nämlich etwas weniger grossartig. Der nationalrätliche Freund beginnt mit einem artigen Lob des «Grünen Heinrich», dessen dritten Band er mit Vergnügen gelesen hat. Dann äussert er sein Bedauern, dass die Sammelaktion zugunsten des notleidenden Landsmanns vorläufig gescheitert ist. Zum Trost wird Keller nun die Professur in Aussicht gestellt – als weitere, vielleicht letzte Möglichkeit, den politischen Kumpan ins Brot zu setzen und zugleich die Hand über ihm zu behalten. Eine böswillige Deutung? Keller selbst wird dem Freund Hettner ein paar Wochen später eine noch böserere liefern. Er vermutet, die Stelle werde gar nicht bona fide geschaffen, sondern nur, «um mich ein- für allemal vom Halse zu haben; denn dass sie sich kein Gewissen daraus machen, das Öffentliche zu dergleichen Auskünften zu benutzen, dafür habe ich einen neuen Beweis, indem das zu erwartende Geld erst recht nicht aus ihrer Tasche kommt, sondern ein Vorschuss der Staatskasse ist, wofür sechs Mann sich verbürgen und ich zum voraus eine Quittung einsenden musste. (...) Genau besehen (...) kommt es nur darauf an, dass diese reichen jungen Staatsmänner (...) nicht in die eigene Tasche greifen wollen. Ein Grund, und ein sehr schlauer, ist allerdings auch, dadurch eine Gewalt über mich zu behalten, im Fall ich etwa nun meine Pflicht als Literat nicht tun und nicht fleissig sein wollte.»³

Ich habe vorweg den Hintergrund des Argwohns sichtbar machen wollen, ohne den die Korrespondenz in dieser doch lockenden und wichtigen Sache nicht zu verstehen ist. Keller wittert in der Ehre das Kalkül. Die Schwäche seiner Position ist ja unübersehbar; wer sie über Nacht mit einem hohen Amt schmücken will, weckt Verdacht, dass er an ihrer Ausnützung interessiert ist. Dabei braucht kein böser Wille am Werk zu sein. Gerade die Selbstverständlichkeit, mit der Dubs den abgewirtschafteten Freund für geschäftsbereit hält, bezeugt die Entfernung der Geister. Freilich: mit diesem Prinzip von Leistung und Gegenleistung haben es die Altersgenossen weit gebracht; Keller nicht.

Er kann es sich natürlich nicht leisten, an solchen Freundschaftsbeweisen vorbeizugehen, und bittet seinen Freund Hettner um Rat. Seit der gemeinsamen Zeit in Heidelberg sitzt der als Kunst- und Literaturhistoriker

in Jena; beide fahren aber fort, die Produktion des andern mit Sympathie und Sachkunde zu begleiten: Keller Hettners dramaturgische und ästhetische Arbeiten (man könnte sagen, das Beste, was von Kellers dramatischer Sendung übriggeblieben sei, finde sich apokryph bei Hettner wieder), aber auch dieser wird nicht müde, Keller kritisch zu fördern, und tritt in öffentlichen Rezensionen für seinen Rang ein. Die bange Frage Kellers, ob er denn der technischen Seite des Lehramts gewachsen wäre, tut Hettner mit der Nonchalance des akademischen Praktikers ab:

«... im ganzen scheint die Sache schlimmer, als sie ist, und eine nach aussen vollständig gesicherte Stellung ist auch von grossem Wert und kommt der Poesie mehr zugut, als man zunächst denken möchte (...), vorausgesetzt, dass Sie sich nicht allzu viel Stunden aufhalsen lassen. (...) Dass Sie sich ein Heft für das ganze Semester anlegen, ist gar nicht möglich. Es genügt der Entwurf, die volle Klarheit über den Gedankengang; die einzelnen Vorlesungen arbeiten Sie dann für jede Stunde aus. Das nimmt für das erste Semester den ganzen Mann in Anspruch; nachher aber ist das Heft ein für allemal fertig, und die Paukerei erfordert nur wenig Stunden.»⁴

Mit einem Wort: «Ich rate Ihnen zur festen Annahme.» – Dabei mag Hettner freilich etwas zu hochgemut über die entscheidende Passage in Kellers Erkundigungen hinweggegangen sein. Sie lautet:

«Es ist mit dem Dozieren von Dichtern im eigentlichen Sinne des Wortes nie weit her gewesen, und wenn ich auf die Sache eingehe, so kann es nur in dem Sinne geschehen, dass ich mir die Verhältnisse allmählich nach meiner Individualität gestalte und zwingen, indem ich später nur dann lesen würde, wenn ich der schweizerischen Jugend etwas von *innen* Herausgekommenes zu sagen habe und zu sagen wünsche, sei es in einzelnen ethischen oder kritischen Monographien oder durch das stehende Thema der Literaturgeschichte. Durch produktive Tätigkeit liesse sich eine solche Stelle am Ende erlangen, wenn ich unserem patriotischen Wesen dadurch einigen Vorschub und Ehre zubrächte.»⁵

Hier klingt Kellers moralische Lebensfrage an: wird es, wenn ich die Stelle vorerst annehme, später gelingen, sie abzuverdienen? Und zwar nicht nur in den Augen der Gönner, die sich mit einem klaglosen Professor Keller wohl zufrieden geben würden, sondern vor einer stilleren Instanz: nenne man sie nun persönliche Notwendigkeit oder öffentlichen Nutzen – im Kern dürfte es sich beim Keller jener Jahre um dieselbe ethisch-politische Grösse handeln. Interessant, dass er nicht daran zu denken scheint, sie sich auf akademischem Weg zu erwerben, sondern

durch «produktive Tätigkeit». Eine Stelle in der Heimat also wird gesucht, aber es ist noch die Frage, ob sie mit einem Staatsamt zusammenfällt. Zu dieser «Stelle» gehört, dass man sie «nach seiner Individualität gestaltet und *zwingt*» – eine vielsagende Wendung, die auf das Erzwungene des Angebots zurückfällt! –, und ob man der schweizerischen Jugend etwas «von innen Herausgekommenes zu sagen hat und zu sagen wünscht». Es muss Freiheit sein, was auf den Zwang des Lehramts antwortet, sonst liegt nichts daran – sonst wird auch das Amt nicht hinreichend versehen.

Hält man die Bedingungen des Angefragten neben die Konditionen der Zürcher Gönner, springt eine Differenz ins Auge, die an einem glatten Ausgang der Sache zweifeln lässt. Was Keller trotzdem Mut gibt, nach Zürich zuzusagen, ist etwas anderes: das unverhohlene Interesse, das Hettner selbst für eine Berufung dorthin anmeldet – auf den zweiten, von Dubs ebenfalls Keller zugeordneten Lehrstuhl der Archäologie und Kunstgeschichte. Hettners Lehrfreiheit ist in Deutschland nach dem Fehlschlag der 48er-Bewegung nicht mehr garantiert. Er hat Grund anzunehmen, dass gerade die Eigenschaften im republikanischen Zürich gefragt sind, die er im Deutschland der ersten Gründerjahre verstecken muss. Man tut Hettner kein Unrecht, wenn man dieser eigenen Aussicht etwas gutschreibt von der freundschaftlichen Forderung, doch unbedingt zuzugreifen. Und Keller bequemt sich, allerdings ohne Begeisterung: «Ich muss mich mit Gewalt in ausgefüllte starke Beschäftigung werfen, sonst geht die Duselei ins Unendliche fort.» Und: «Der Haupttrost würde mir sein, Sie in Zürich zu wissen.»⁶ Arbeitshygienische Gründe, solche der Selbstdisziplin also sollen es sein, die den Ausschlag für die Professur geben ... und wer des «Trostes» durch den Freund bedarf, der muss dabei wohl einen Verlust zu betrauern haben. Es ist die scheinbar so nahegerückte literarisch-dramatische Selbstbestätigung, was er damit in weite Ferne gerückt sieht. Das Allermindeste war ja «ein honoriger Abschluss meines bisherigen Produzierens.» Der vierte Teil des «Grünen Heinrich», die Seldwyler Geschichten, die angefangenen Novellen, aus denen später das «Sinngedicht» hervorgehen wird, die Hauptsache, das Studium des Theaters: alle diese Früchte stehen für Keller dicht vor der Ernte. Wenn etwas ihn bestimmen kann, sie in Zürich einzubringen statt, wie versprochen, in Berlin, so ist es das Junctim mit Hettner: die Hoffnung, dass er sich mit *diesem* Freund in die geforderte Produktivität teilen kann, ohne dem Dichter in sich, und vor allem: dem Ehrenmann etwas zu vergeben.

Ein schöner Traum – solange er in der Schwebeliege bleibt. Leider drängt Hettner bald auf Konkretes. Ein Ruf nach Breslau, seine schlesische

Heimat, scheint bevorzustehen, er braucht jetzt ein verbindliches Wort aus Zürich. Es scheint ja – Keller selbst hat diesen Eindruck genährt – nur einer Intervention unter Brüdern zu bedürfen, damit die Hochschätzung, die Keller in Zürich geniessen muss, auf Hettner übertragen wird. Dabei aber bleibt die Hauptfrage aus dem Spiel: ob Keller seine Zürcher Verbindungen wirklich so einsetzen kann, und noch mehr: ob er sie so einsetzen *will* – ob sein Gewissen diese Obligation verträgt.

Diese Hauptfrage scheint in einem persönlichen Gespräch, das die Freunde im März 1854 führen, anlässlich eines Berliner Vortags Hettners über Robinson und Robinsonaden, nicht zu Ende diskutiert worden zu sein. Denn das Ergebnis dieses Gesprächs ist ein Kompromiss. Keller hat sich und dem Freund klargemacht, dass, für ihn persönlich, die Bedenken gegenüber der Berufung jetzt überwiegen; zugleich muss er ihm versprochen haben, dass er sich dafür mit doppelter Kraft für Hettner einsetzen will. Im gleichen März 1854 teilt er Dubs mit, «dass unter den vorhandenen Umständen eine Anstellung als Lehrer weder für die betreffende Schule noch für mich erspriesslich wäre. Ich müsste wenigstens ein Jahr lang alle Zeit ausschliesslich dazu verwenden und würde dadurch mein bisher verfolgtes Ziel gänzlich aus den Augen verlieren; alle erlittenen Sorgen und das langjährige Ausharren in einer eigenen und selbständigen Entwicklung würden ohne Abschluss sein und die neue Laufbahn nichtsdestominder zweifelhaft bleiben in ihrer Zweckmässigkeit für mich und andere. Denn es ist einmal ein Unterschied zwischen Lehren und Produzieren.» Er empfiehlt Hettner: «Er ist eine anregende und lebendige Natur, ich würde mich in rühriger Tätigkeit mit ihm verbinden, es liesse sich von dem freien Boden Zürichs aus kräftig auf die korrupten und verwirrten Literaturzustände Deutschlands einwirken (...).» Und nicht zu vergessen: «Er ist von guter Familie, verheiratet und besitzt einiges Vermögen, und man würde in jeder Beziehung einen anständigen akademischen Bürger gewinnen.»⁷

Man sieht: der Form nach hält Keller am Junctim mit Hettner fest. Man möchte von einem Test reden: Wenn ich bei euch wirklich etwas gelte, so verlasst euch jetzt auf mein Wort, nehmt meinen Freund statt meiner, und gesteht mir damit die Bedingungen zu, unter denen ich in Zürich ehrenvoll existieren kann. Auf diese Ehre nämlich, auf Rehabilitation ist es vor allem abgesehen; *diese* Sache ist es, die Keller mit der Sache Hettners zusammen führt – auf die Gefahr hin, ja mit der Wahrscheinlichkeit, dass er dem Freund damit keinen Dienst leistet. Denn was soll der Empfänger Dubs von folgender Stelle halten:

«Ich ziehe es nun vor, erst einige Zeit in Zürich zu leben, meine unge-

recht beurteilte Persönlichkeit dort herzustellen und dann nach und nach zu sehen, etwa durch freie zweckdienliche Vorträge unter irgend einer Form meine Nutzbarkeit zum Lehrfach zu prüfen und auszubilden, oder aber dann, wenn es nötig sein sollte, vielleicht eine bescheidene Stelle in der Staatsverwaltung zu versehen; ich bin im Grunde gar nicht so unpraktisch, als man glaubt, wenn ich nur erst einmal Ruhe habe.»⁸

Hier sitzt der schmerzempfindliche Nerv des Briefes. Da ihr mich doch nicht für satisfaktionsfähig halten könnt, scheint Keller zu sagen, werde ich mir in Zürich selber so viel erwerben, wie ich verdiene. Dass er der Professur gegenüber immerhin ambivalent bleibt, verrät das Ende des Briefes, wo er äussere, keine innere Gründe geltend macht, die der Abreise von Berlin im Weg stehen. Und man ahnt von daher, was hier «keine Ruhe haben» bedeutet und worin sich die Ungerechtigkeit in der Beurteilung seiner Person gerade äussert. Denn die Zürcher, die Keller zum Professor ernennen wollen, haben es noch immer nicht fertiggebracht, das versprochene Lösegeld zu schicken – wobei Keller verschweigt, dass es, wenn es endlich kommt, nicht einmal hinreicht, auch nur seine laufenden Verpflichtungen zu decken. Natürlich verbietet ihm der Stolz, den Herren aus dieser Lage einen Vorwurf zu machen. Er spricht von «peinlichen Privatgeschichten», mit denen er sich «aufdrängen» müsse, «statt etwas nützen zu können». Ein Brief übrigens, in dem die vertraute Du-Form auf das Allernotwendigste reduziert ist.

Wir haben bereits gesehen, wessen Keller seine Zürcher Gönner, und wie tief er ihre Quellen verdächtigt. Von der Berechtigung dieser Gründe einmal abgesehen: Es ist so oder so schwer, dankbar sein zu müssen und am Ende nicht einmal, wie es in der Sprache der Zeit heisst, als «verdienter Armer» dazustehen. Es ist kränkend, dass die Münze, mit der man allenfalls vergelten könnte, in Zürich kaum Kurswert hat, nur gerade hinreicht, die Gönner bei Laune zu halten. Einer fürstlichen Laune vielleicht, denn ein Professor am Polytechnikum ist ja viel mehr, als Keller sich in Berlin verdient hat. Aber darum ist es so unannehmbar; denn es steckt keine reelle Wertschätzung der Person dahinter. Er muss seine Brüder und Herren also enttäuschen, ohne Stolz, aber aus Ehre; er hat den Keller-Aktionär und späteren Freund Planta bereits enttäuscht, als er ihm das ausbedungene Gedicht zugunsten seiner Lukmanierbahn schuldig blieb. So steckt im Vorschlag, an seiner Stelle Hettner zu nehmen, auch verborgene Bitterkeit: in dem habt ihr einen, mit dem ihr euch zeigen könnt. Er hätte wissen müssen, was Hettner nicht wissen konnte: dass eine solche Stellvertretung für die realpolitischen Zürcher keine Verbindlichkeit hatte, und

er wusste es wohl auch. In seinem nächsten Brief an den Freund gibt er nämlich bekannt, die Organisation des Polytechnikums, mit der «mein spezieller Tyrann» Escher betraut sei, würde sich wohl noch hinziehen. Und dann geht er überraschenderweise auf die Konsequenzen, die diese Verzögerung für Hettner haben muss, mit keinem Wort ein, sondern analysiert einzig, und zwar mit bitterem Kleinmut, die Motive, die die Zürcher überhaupt bewogen haben könnten, eine Stelle für ihn, Keller, einzurichten. Mit dieser Polemik aber, die Sie bereits gehört haben, spielt er nicht nur die Professur, sondern auch, implizite, Hettners Chance auf sie herunter. Was dieser lesen musste, und wohl auch sollte, war der Offenbarungseid des Freundes: wenn's hart auf hart geht, kann ich nichts für dich tun.

Einen zweiten Blick verdient der Satz: «Ein Grund, und ein sehr schlauer, ist allerdings auch, dadurch eine Gewalt über mich zu behalten, im Fall ich etwa nun meine Pflicht als Literat nicht tun und nicht fleissig sein sollte.» Die Professur also als Erpressung des *Poeten* – dieser hypochondrische Verdacht greift nochmals an den Kern der Berufungssache. Es ging für Keller nie bloss um das technische, soziale oder psychologische Problem der Arbeitsteilung zwischen Poet und Professor. Es ging um die Anerkennung seiner Produktivität als solcher, ihrer Freiheit und ihrer Bedingung. Und ob diese Anerkennung gegeben sei, hatte er Grund zu bezweifeln.

Dieses ganze briefliche und mündliche Hin und Her – Anfrage, Zusage, Strategiesitzung, Absage – konzentriert sich auf einen einzigen hektischen Monat, März 1854. Nehmen wir hier, in der Schach-Sprache, eine Spielunterbrechung an, so ergibt sich folgende Figurenstellung. Es soll gemacht sein, dass Hettner sich für die Stelle an der eidgenössischen Schule bewirbt und Keller, im gleichen Zürich und in Verbindung mit dem Freund, für produktive Bewährung, welcher Art auch immer, freigestellt bleibt. Dafür muss allererst die Heimkehr finanziell gesichert und ehrenhafterweise möglich sein, wovon zur Zeit keine Rede ist. Bei alledem wird auch eine Professur für Keller nicht gänzlich ausgeschlossen, vorausgesetzt – diese Voraussetzung darf man machen – die Zürcher wiederholen ihr Angebot nach Kellers Absage mit stärkeren, unverfänglichen Gründen. Ich will vorweg bemerken, dass Keller über ein volles Jahr aus der Heimat nichts mehr hört, jedenfalls nichts Offizielles. Die mündliche Mitteilung eines durchreisenden Landsmanns, der Keller um Weihnachten 1854 wissen lässt, «ich sollte machen, dass ich jetzt auf der Stelle nach Hause käme», wird man kaum als Fortsetzung einer Berufungsverhandlung gelten lassen.

Die Zürcher bleiben am Zug – und rühren sich nicht. Es kommen allerdings die bewussten 1800 Franken – eine deutliche Erinnerung, wie es um die Gleichwertigkeit der Partner in diesem Gespräch bestellt ist. Eigentümlich ist freilich, um im Bild des Schachs zu bleiben, dass Keller die Dame in der entscheidenden Spielphase nicht berührt hat. Erst im April schreibt er der Mutter nach Hause:

«Man hat mich angefragt, ob ich eine Professorstelle an dem neuen eidgenössischen Institut versehen könne und wolle; zuerst habe ich es bejaht, dann aber wieder abgelehnt, indem es mich zu sehr von meinen literarischen Zwecken abziehen und alle meine Kräfte in Anspruch nehmen würde. Wenn es nötig ist, so will ich lieber einen sonstigen einfachen Posten, der nicht viel zu denken gibt.»¹⁰ Es braucht nicht viel Phantasie, sich vorzustellen, wie solche Worte auf eine Frau gewirkt haben müssen, die seit fünfzehn Jahren nach einer Erfolgsmeldung ihres Sohnes hungerte. Da ist eine Aussicht, die ihr fabelhaft vorkommen musste, und sie wird nicht nur weggeworfen, sondern auch wegwerfend behandelt: «Wenn es nötig ist, so will ich lieber einen einfachen Posten, der nicht viel zu denken gibt.» Sie muss das entfernte Kind nun endgültig für verblendet gehalten haben. Auf ihre beschwörenden Vorstellungen liest sie zwei Monate später die hochmütigen Worte: «Die Stelle an der eidgenössischen Schule kann ich immer noch bekommen, wenn es nötig ist, ebenso eine andere (...).»¹¹ Die Mutter lässt nicht locker: am Reisegeld soll es und am falschen Stolz darf es nicht scheitern:

«Dr. Schulz und alle Deine Freunde sagen, Du solltest eine Professorstelle annehmen! Dieser Titel schon erregt Achtung und sichert eine bessere *Existenz* als die Dichtkunst! (...) Und da ja auch Fächer in der Literatur vorkommen, so würde es sich für Dich eignen, ohne grosse Anstrengung zu opfern. Die Leistungen für Zürich werden nicht gross und wichtig sein, wo Dir dann schon noch Zeit zur Poesie übrigbleiben wird!»¹²

Da ist sie, die bürgerliche Vernunft, im Kleide der Sancta simplicitas bewegender als in dem des politischen Kalküls – und ohne Chance bei dem Sohn. Nicht etwa, weil sie bürgerliche Vernunft wäre, sondern weil für diesen Sohn zum Eintritt ins Bürgerliche mehr gehört als Gelegenheit und Sicherheit.

Aber ich habe vorgegriffen. Nach der Aussprache mit Hettner scheint die Polytechnikum-Sache für Keller vorerst in den Hintergrund getreten zu sein. Er plagt sich nach fast schon gewohntem qualvollem Muster mit dem Verleger herum, der ihm endlich den vierten Band des Lebensromans zu entreissen sucht. Die von Hettner angeregte Verbindung mit einem andern

Verlag wird eingefädelt und zerschlägt sich; die Zwangsehe mit Vieweg muss also weitergeschleppt und dabei, um einen Rest produktiver Freiheit und Faulheit zu retten, unterlaufen und betrogen werden. Hettner hat sich inzwischen in aller Form um die Zürcher Stelle beworben, hört aber im November von der Berufung Sempers und argwöhnt, dass dessen Freund Kinkel dann wohl nachkommen und das Literatur-Fach übernehmen werde¹³. Darauf wird Keller aktiv; er schreibt seinem «speziellen Tyrannen» Escher unter dem Titel «Hochverehrter Herr Präsident!» und wiederholt das Lob des Freundes, nicht ohne, für den andern Lehrstuhl, einen Dr. Wenzlaff aus Berlin, einen brotlosen Republikaner, zu empfehlen: von ihm selbst ist in diesem Zusammenhang nicht mehr die Rede. Denn da ist ein viel stärkeres Anliegen auszuräumen: das Missverständnis des Vertrauensbruchs. «Ich werde so die nächsten 5 oder 6 Jahre unabhängig als Schriftsteller existieren können, ohne in Vielschreiberei zu geraten, und mit der nötigen Musse bis zum sogenannten Schwabenalter doch noch etwas Praktisches aus mir machen.»¹⁴ Es ist deutlich: vor diesem Mann verschliesst ihm der Stolz den Mund – und lässt doch so etwas wie ein Gelöbnis auf Besserung durchschlüpfen. Die Zusammenfassung, die Keller dem alten Freund Freiligrath Ende 1854 nach London liefert, hat etwas Abschliessendes:

«In Zürich wird eine schweizerische polytechnische und philosophische Schule errichtet, und man deutete mir an, dass ich nun wohl sollte imstande sein, etwa die Stelle für deutsche Literaturgeschichte etc. zu übernehmen, um auch etwas zu *leisten* und mein Brötchen zu verdienen. Wenn ich nun heimginge, so könnte ich der Schulmeisterei schwerlich entrinnen, da auch meine Mutter, Wilhelm Schulz und alle Leute angesteckt sind von dieser herrlichen Sache. Ich bleibe also wohlweislich so lange weg, bis man die Stelle anderweitig besetzt hat, und habe den Herren den Hettner empfohlen, der für so was besser taugt als ich.»¹⁵

Der kecke Brief eines Anti-Philisters auf den ersten Blick – auf den zweiten das bittere Zeugnis eines, der sich verhöhnt fühlt und deshalb in den Hohn rettet. Freilich mag auch die Rücksicht auf den zum zweiten Mal emigrierten Freund Keller gehindert haben, die Perspektive akademischer Sesshaftigkeit allzu rosig zu malen. Aber die bösen Schärpen des Briefes kommen von Herzen. Keller hat den bestimmten Eindruck, dass man in Zürich mit ihm umspringt; dass er als Quantité négligeable behandelt wird. Gegenüber Hettner deckt er die Karten weiter auf:

«Aber gerade die Art, wie ich mich erst zeigen soll, und der Umstand, dass man mich nicht schlechthin, ohne Anmeldung und Verhör berufen

kann, beweist mir, dass ich es nicht tun kann. Es würde jetzt unter allen Umständen ein blosses gezwungenes Unterkommen sein. Wenn dergleichen wünschbar ist, so hoffe ich binnen zwei Jahren so weit zu sein, dass ich mich an der Anstalt als Privatdozent habilitieren kann, und alsdann einen so *selbständigen* und brauchbaren Kram vorzubringen, dass man mich *honoris causa* anstellt oder anstellen muss, und nicht aus Barmherzigkeit.»¹⁶

Es hat mit dem Brief, aus dem ich hier zitiert hatte, eine merkwürdige Bewandnis. Er geht nämlich nicht mehr nach Jena sondern nach Dresden, wo Hettner kurz entschlossen einen Ruf als Direktor der königlichen Antikensammlung angenommen und damit die Zürcher Aussichten abgeschrieben hat – was Keller mit grimmigem Beifall quittiert, «weil die Schweizer für ihr läppisches Benehmen bestraft werden»¹⁷. Dennoch will er fünf Monate später, im Mai 1855, von Hettners Umzug nichts gewusst haben und schreibt – ganz offenbar um schmerzlichere Deutungen auszuschliessen – den angeblichen Nachrichtenausfall Hettners Krankheit zu.¹⁸ Ein Zufall kann dieses «Vergessen» Kellers nicht sein. Es scheint, als habe ihm erst allmählich so ganz gedämmert, wie sehr das Ausscheren des Freundes aus dem gemeinsamen Plan, das Keller nicht einflussreich genug gewesen war zu verhindern, auch das Ende seiner eigenen Hoffnungen auf die Stelle am Polytechnikum bedeutete. Diese Hoffnungen müssen also, wie verschwiegen immer, noch recht lebendig gewesen sein. Gerade die Korrespondenz mit Hettner verrät in diesen Monaten einen auffällig literatur-gelehrten Zug. Der Autodidakt knüpft an die Robinson-Studien des Freundes reuevolle Betrachtungen über das Unsichere seiner eigenen Bildungsgrundlagen¹⁹ – und sucht diese Unsicherheit durch das Niveau seiner Betrachtungen Lügen zu strafen. Er gibt sogar zu erkennen, dass er als *Dichter* von einem hinreichenden literaturkritischen Grundwissen sehr profitiert – dass er seinen «Grünen Heinrich» dann ganz anders angefasst hätte. Es ist deutlich: Keller gibt hier, wie schamhaft immer, seine Visitenkarte als akademischer Lehrer ab; er lässt sogar durchblicken, dass er allfälligen Schülern die Unwissenheit, an der er leidet, nicht durchgehen lassen würde. Erst der durchreisende Major Stadler «mit einem grossen Schnauz», der ihm per Marschbefehl ausrichtet, «ganz lakonisch», er möge «unverzüglich nach Hause kommen» und «sich stellen», macht den Professor Keller zu einer moralischen Unmöglichkeit – aber immer noch nicht, wie wir gesehen haben, einen Privatdozenten Keller, der die Wörter «selbständig» und «honoris causa» in seinem Brief unterstrichen hat. Sein letztes schriftliches Wort in dieser Sache – an die Mutter, Februar 1855 – lautet: «... wenn die Herren, ohne mich weiter zu fragen und zu verhören, mich

so berufen würden, so würde ich die Gelegenheit allerdings noch ergreifen, um wenigstens einen guten Willen zu zeigen, und würde schon der Sache gewachsen sein, vielleicht besser als ein Dutzend sich herzudrängender Schulmeister.»²¹

Nun, wir wissen es: der Reitende Bote aus Zürich ist nicht gekommen; statt dessen geht, was Keller dem Freund am 18. Mai neidlos, ja wohlgefällig meldet, Friedrich Theodor Vischer ans Polytechnikum. Damit ist das Kapitel vorläufig geschlossen. Es ist der berühmte Mai 1855, in dem der Dichter andere Sorgen hat: «der Teufel» hat ihm «eine ungefüge Leidenschaft an den Hals geschickt»²², die ihm, als ob er in Berlin nicht schon fest genug sässe, auch alle innere Bewegungsfreiheit raubt. Sein Werk verdankt dem cholerischen und verzweifelten Minnedienst an Betty Tendering viel: einen leuchtenden Gestaltzug von Dortchen Schönfund bis zu den unnahbaren Heroinen oder höllischen Kokotten der Novellen. In diesem Frühling wird, auf der berühmten sogenannten Schreibunterlage, auch das Ende des «Grünen Heinrich» «unter Tränen hingeschmiert». Die Hoffnung auf einen grossen produktiven Durchbruch, nicht mehr zu trennen von der grössten inneren und äusseren Not, hält Keller weitere Monate in Berlin wie in einem einzigen Fiebertraum gefangen, bis endlich im November nichts mehr bleibt als der Bruch, die Heimkehr des Abgebrannten. Ein Zürcher Regierungsrat, Sulzer, hat ihm auf Drängen der Mutter die Mittel dazu verschafft, eine Rast in Dresden bei Hettner lässt er sich nicht nehmen: auf diese Reste zieht sich jetzt eine Konstellation zusammen, die so viel mehr versprochen hatte – eine Hoffnung, eine Rettung der Ehre, ein Amt nicht unter Brüdern, sondern Mitbürgern.

Die nächsten Jahre an der Gemeindegasse in Hottingen, bei Mutter und Schwester, eine gewaltige Lebensmühe und ein bedeutendes, aber kaum sichtbares Werk im Rücken, versucht der 36jährige als freier Schriftsteller, Festdichter, Journalist den Grund seiner Existenz zu befestigen. Die Isolation wenigstens ist vorbei. Im Umgang mit jenen Emigranten, die in Zürich das kantonale und das eidgenössische Schulwesen zieren und mit dem einheimischen Neupatriziat zusammen zum ersten Mal seit Bodmers und Lavaters Tagen ein kulturelles Leben urbanen, ja grossen Stils entfalten, erwirbt sich Keller jene persönliche Freiheit, und ein Stück jener Reputation – wenn auch mit einem Sonderlings-Bonus –, die ihm die Fremde schuldig geblieben war. Nicht zuletzt suchen und schätzen die Zierden des neuen Polytechnikums seinen Umgang: Vischer und Semper sind Namen, die für Lebensbeziehungen stehen, die aber auch dem Freisinn und dem Qualitätsgefühl der Zürcher Politik Ehre machen. Die Gründungs-

professoren der eidgenössischen Schule lesen sich wie ein Who is Who der damaligen bürgerlich-dissidenten Intelligenz in Europa²³: der nachmalige französische Aussenminister Challemeil-Lacour, der spätere italienische Unterrichtsminister de Sanctis machen, neben den Leuchten ihres Fachs aus Deutschland, das Polytechnikum zu einer hohen Schule demokratischer Toleranz, in der auch für das konservative Genie Jacob Burckhardts Raum ist. Auch unter den ausländischen Professoren und Direktoren der heute so genannten Fachabteilungen ist kaum einer, der nicht um seiner Gesinnung willen verfolgt, eingekerkert, flüchtig gewesen wäre. Es dauert noch einige Jahre, bis der Vulkanismus der Gründerzeit die politischen Fronten des Vormärz überlagert und viele dieser Fortschritts-Experten in ihre Heimatländer zurückgetrieben haben wird. In den fünfziger Jahren aber herrscht in Zürich jenes förderliche Klima, das Keller sich persönlich von der Verbindung mit Hettner versprochen hatte. Kultur und Politik, Akademie und Literatur, Gründerphantasie und Zukunftsmusik durchdringen einander und erzeugen weltmännische Verkehrsformen, in denen der Preis den Wert noch nicht gänzlich abgelöst hat.

Wir wissen natürlich auch, dass die frei schwebende, dabei an Mutters Haushalt gebundene Existenz Kellers in diesen Jahren nach vielen Seiten unbehaglich gewesen ist. Der ehemalige Volontär in Eschers Staatskanzlei, der sich allmählich zum politischen Journalisten gegen das «System» der «Baumwollenen» mausert²⁴; der Gast in den Häusern Wesendonck und Wille, der auf die Frage, woran er denn arbeite, eine genaue Antwort schuldig bleibt; der engagierte politische Zuschauer, an dem, wie man eher hört als weiss, ein Dichter verlorengegangen ist: das ist kein eingebürgerter Mensch; das ist einer, der sich und andern seine Gefährdung nur mit besserem Erfolg verbirgt. Nichts ist bezeichnender für Kellers Position als die Einschätzung Wagners – sie stammt aus den späten sechziger Jahren: «Glücklicherweise wusste man ihn, wie es scheint schon aus patriotischen Rücksichten, mit der Zeit endlich im Staatsdienste unterzubringen, wo er als redlicher Mensch und tüchtiger Kopf jedenfalls gute Dienste leistete, wenn auch seine schriftstellerische Tätigkeit von jetzt an, nach jenen ersten Ansätzen, fast immer zu ruhen schien.»²⁵ Keller als aparter, quasi politischer Sozialfall, hier haben wir nochmals genau das Bild, das für Keller am tiefsten verletzend und auch um den Preis einer Professur nicht annehmbar gewesen ist. Aber wir sehen, wie selbstverständlich sich das Todesurteil, das er im «Grünen Heinrich» dem Maler Lee gesprochen hatte, sich für Augenzeugen inzwischen auch über den Dichter Keller erstreckt. Jener grosse Roman ist für die Zürcher Öffent-

lichkeit offenbar so gut wie nicht geschrieben gewesen. Was sie an Keller bemerken will, ist, wie in den wilden vierziger Jahren, politischer Betrieb: Artikel gegen die neuen Industriefürsten, also die Gläubiger und Gönner der Hungerjahre; Mitwirkung an radikaldemokratischen Manifesten und vaterländischen Festspielen.

Als Keller 1861 Staatsschreiber wird, ist, je nach Standort, von einem meisterhaften Zug der Escher-Partei, von Kellers Opportunismus oder von einer klaren Fehlbesetzung die Rede, aber keinen Augenblick von der Seltsamkeit, dass ein Mann, der vor wenigen Jahren noch ein scheinbar unverfänglicheres Amt verbummelt oder verscherzt hatte, sich nun ohne sichtbare Bedenken mit Haut und Haar dem Staatsdienst verschrieb. Wer bei der älteren Berufssache näher zugehört hat, kann sich auf die neue freilich einen Reim machen. Der «einfache Posten, der nicht viel zu denken gibt», «die bescheidene Stelle in der Staatsverwaltung» war das Staatsschreiberamt gewiss nicht. Aber es war eine Ehrensache. Seine «ungerecht beurteilte Persönlichkeit wieder herzustellen» – dafür bot sie allerdings eine einzigartige Gelegenheit. Es war ein verwegener Einsatz – dessen Ernst daran abzulesen ist, dass er ihm, stillschweigend, sein Dichtertum zu opfern bereit war. Das Paradox, dass die Demonstration der eigenen Tauglichkeit und Konkurrenzfähigkeit sich unlösbar verband mit dem Stillehalten, wenn man will: mit der Unfruchtbarkeit des «Amtmanns», habe ich an einem andern Ort ausgeführt²⁶. Hier gilt es, glaube ich, die Wiedergutmachung, ja den Triumph Kellers zu bemerken: Der Taugenichts taugte, wie sich bald zeigte, musterhaft zu dem Amt, das niemand ihm zugetraut hatte. Er überlebte darin sogar seine alt-liberalen Gönner in der Regierung, denen er inzwischen freilich wieder nähergekommen war. Und er bewies den neuen ungeliebten demokratischen «Tyrannen» seine Unentbehrlichkeit.

Kann man weiter gehen in seinem Willen, die persönliche Rehabilitation zugleich zu erreichen und untergehen zu lassen in einem öffentlichen, eigentlich undankbaren Dienst? Dieser Preis hätte sich in einer Professur nicht gewinnen lassen, und was wichtiger ist: er hätte dort den persönlichen Preis dafür auch nicht zu zahlen brauchen. Der vollständige Tatbeweis gegen den Eindruck, als Schüler, als Künstler, als Mann, als Bürger versagt zu haben, wäre an einer Stelle, die man ihm ehren- und schandenthalber offenhielt, so nicht zu liefern gewesen. Daher 1854 das grosse Hin und Her; daher neun Jahre später die lakonische Bewerbung. Zwar ist anzunehmen, dass er auch 1861 Versicherungen besass, dass er mit seiner Wahl rechnen durfte. Aber er konnte sicher sein, dass diese Garantie – und

die Sensation seiner Wahl – kein Blankoscheck mehr war. Es war ein Wechsel, dessen Deckung täglicher Kontrolle unterlag. Und diese Deckung stand allein bei ihm. Sie war keine Gnadensache mehr, sondern harte Arbeit.

Dass mit der bürgerlichen Respektabilität in seiner Heimat auch die literarische begann; dass man das «Fähnlein» und «Die Leute von Seldwyla» anders las, wenn sie einer der höchsten Staatsbeamten verfasst hatte, ist zwar Tatsache – eine Tatsache, die das schweizerisch-zürcherische Kulturverständnis, seine bürgerliche Eigenart beleuchten; eine Tatsache, deren Ironie man auch tragisch nennen kann, wenn man die literarische Unfruchtbarkeit der Dienst-Jahre betrachtet. Aber es ist eine Tatsache, mit der Keller 1861 niemals rechnen durfte und auf die er keinen Augenblick spekuliert hat. Für ihn musste das Opfer seiner Jugend vollgültig sein, und eben darum würdigte er es keines jammernden Wortes mehr. Dieses verbot sich ja auch, wenn man das Privileg des Staatsamtes so sah, wie es die Mitbürger, wie es Mutter und Schwester sehen mussten. Der verlorene Sohn war «etwas» geworden. Jetzt, wo er seine Feder für Ratsprotokolle, Reisepässe und die Unterstützung der Polen rührte, konnte man ihm sogar nachsehen, dass er ein Dichter war. Die Trinker- und Prügelgeschichten machten ihn, mit der Pflichttreue zusammen, zu einem von uns, und sie genügten den Meisten zum Nachweis seiner Originalität. Sie begründeten das biederemännische Einverständnis, das Kellers Ruhm bis heute begleitet.

So war es also gut, alles in allem, dass Keller die Professur am Polytechnikum nicht bekam? Wir haben, glaube ich, Grund, uns mit dieser Folgerung nicht zu beeilen. Dass Kellers Not eine stärkere Notwendigkeit für seine Zürcher Berufung verlangte, macht diese Not noch nicht zum verrechnungsfähigen Schicksal. Ich hoffe Ihnen heute ein paar Gründe zum Träumen gegeben zu haben: gesetzt den Fall, Escher hätte Keller in einem eigenhändigen Brief davon überzeugt, dass er, gerade er, am Polytechnikum gebraucht werde; gesetzt den Fall, diese Anfrage wäre nicht mit dem Bedauern darüber verbunden gewesen, dass eine andere Unterstützung Kellers sich zur Zeit leider nicht ermöglichen lasse; gesetzt den Fall, Keller hätte diesem Brief den Eindruck entnommen, es werde von ihm nichts anderes erwartet, als «der schweizerischen Jugend etwas von *innen* Herausgekommenes zu sagen.»²⁷ Woher wollen wir wissen, dass diese Einladung nicht annehmbar, dass sie nicht ein schweizerischer und literarischer Glücksfall gewesen wäre? Dass wir zwischen 1855 und 1876 – das sind zwanzig Jahre – von Keller nicht Werke besäßen, von deren Verlust wir

uns, weil sie eben fehlen, keinen Begriff machen können? Wer wagt zu behaupten, dass nur eine einzige glückliche Novelle mehr die treuen und halbdunklen Amtsjahre nicht aufgewogen hätte? Die Frage ist durch Tatsachen überholt – Tatsachen, die Keller nicht allein geschaffen, aber durch seine Bindung an die bürgerliche Pflicht entschieden hat; die Frage, ob diese Bindung dem Schöpfer in ihm zugute kam, ob sie gerechtfertigt sei durch den dunklen Glanz seines Werks, wird nie zu beantworten sein. Aber stellen muss man sie dürfen, gerade wenn man dieses Werk über die Massen gut findet; es mag so gut sein. Aber nicht gut wäre es, wenn wir uns das Bewusstsein des Opfers, das dieser Dichter seiner Freiheit und seiner Kunst gebracht hat, leichter machten, als es war. Nicht gut wäre es, wenn wir aus Kellers Gelingen den selbstgerechten und gedankenlosen Anspruch ableiteten, der schöpferischen Phantasie in unserem Land heute wie gestern ein solches Opfer vorzuschreiben. Wir dürfen einen Dichter lieben, der diesem Staat zu zahlen bereit war, was er seinem Gewissen schuldig zu sein glaubte; wir mögen ihn dafür auch feiern. Uns dafür auf die Schulter klopfen, ihn dafür glücklich preisen, das, glaube ich, dürfen wir nicht.

Zitatennachweise

W = Gottfried Keller: Sämtliche Werke, 22 Bände, hrsg. von J. Fränkel und Carl Helbling, Erlenbach und Bern, 1926–1949.

Br. = Gottfried Keller: Gesammelte Briefe, hrsg. von Carl Helbling, Bd. 1–4 (in 5), Bern, 1950–1954.

¹ Br. 4, S. 45.

² Br. 1, S. 395.

³ Br. 1, S. 394.

⁴ Br. 1, S. 388.

⁵ Br. 1., S. 385f.

⁶ Br. 1, S. 389.

⁷ Br. 4, S. 46f.

⁸ Ebenda.

⁹ Br. 1, S. 125.

¹⁰ Br. 1, S. 120f.

¹¹ Br. 1, S. 123.

¹² Br. 1, S. 124f.

¹³ Br. 1, S. 406.

¹⁴ Br. 4, S. 352.

¹⁵ Br. 1, S. 257.

¹⁶ Br. 1, S. 407.

¹⁷ Ebenda.

¹⁸ Br. 1, S. 409.

¹⁹ Br. 1, S. 398.

²⁰ Br. 1, S. 407.

²¹ Br. 1, S. 125.

²² Br. 1, S. 418.

²³ Vgl. dazu F. Rudio: «Direktoren und Professoren der eidgenössischen polytechnischen Schule», Zürich 1894.

²⁴ W 21, vgl. besonders S. 114–135.

²⁵ Zitiert nach: E. Ermatinger, «Gottfried Kellers Leben», Zürich 1950, S. 340.

²⁶ A. Muschg, «Gottfried Keller», München 1977.

²⁷ Br. 1, S. 386.

Siebenundvierzigster Jahresbericht der Gottfried Keller-Gesellschaft

1. Januar bis 31. Dezember 1978

1. Die Zusammensetzung des *Vorstands* ist unverändert (vgl. unter 4).

2. Bericht des Quästors:

Die Betriebsrechnung für das Jahr 1978 zeigt, auszugsweise wiedergegeben, folgendes Bild:

Vermögen am 31. Dezember 1977	Fr. 8 016.03
zuzüglich Einnahmen 1978	Fr. 8 144.85
abzüglich Ausgaben 1978	Fr. 6 514.60
Vermögenszunahme	Fr. 1 630.25
Vermögen am 31. Dezember 1978	Fr. 9 646.28

Der Mitgliederbestand am Ende des Jahres 1978 betrug 253, gegenüber 242 im Vorjahr. 17 Neueintritten stehen 6 Austritte gegenüber.

Die Mitgliederbeiträge betragen Fr. 6746.30, gegenüber Fr. 5852.23 im Vorjahr. Die Zunahme beruht vor allem auf dem von Fr. 18.- auf Fr. 20.- erhöhten Mitgliederbeitrag sowie auch auf dem etwas grösseren Mitgliederbestand. Ende 1978 waren 15 Mitgliederbeiträge noch ausstehend, die inzwischen zum grössten Teil eingegangen sind.

Wie in den früheren Jahren sind von der Stadt und dem Kanton Zürich Subventionen von je Fr. 400.-, somit total Fr. 800.-, eingegangen. Aus freiwilligen Beiträgen standen Fr. 408.-, gegenüber Fr. 182.- im Vorjahr, zur Verfügung.

Die Einnahmen aus dem Herbstbott beliefen sich auf Fr. 53.60 (1977 Fr. 52.30). Auch die Ausgaben für das Bott von Fr. 2204.60 haben sich, verglichen mit dem Vorjahr (Fr. 2158.90), nur wenig verändert.

Die Drucksachen für den Jahresbericht reduzierten sich auf Fr. 1753.55 (1977 Fr. 1936.75). Ebenso konnten die Auslagen für Druckkosten auf Fr. 271.90 leicht gesenkt werden (1977 Fr. 302.60). Die Kosten für die Verwaltung beliefen sich auf Fr. 2284.55, gegenüber Fr. 2165.- im Vorjahr.

Das Berichtsjahr schliesst mit einem Einnahmenüberschuss von Fr. 1630.25 ab, während 1977 ein Überschuss von Fr. 2614.23 erzielt wurde. Das Vermögen der Gesellschaft am 31. Dezember 1978 betrug, wie bereits erwähnt, Fr. 9646.28.

3. Von der historisch-kritischen *C. F. Meyer-Ausgabe* ist auch 1978 kein Band erschienen; doch gehen die Arbeiten an Band 6 (mit den drei nicht-definitiven Gedichtsammlungen Meyers von 1860, 1864 und 1869) und Band 7 (Nachgelassene Gedichte) voran, und Band 15 (Prosa) ist auf 1980 zu erwarten.

Das Projekt eines Gemeindezentrums in *Glattfelden* wird von den zuständigen Behörden weiterverfolgt; die Gottfried Keller-Gesellschaft wird sich bei der allfälligen Einrichtung einer Keller-Gedenkstätte beratend zur Verfügung stellen.

Der neue Bronze-Abguss der Kisslingschen *Keller-Büste* ist auf Initiative der kantonalen Behörden in der Eingangshalle des Rathauses anstatt der bisherigen Marmorbüste aufgestellt worden.

Die *Jahresberichte* der Gesellschaft, die sich immer mehr zu einem kleinen Corpus der Gottfried Keller-Literatur auswachsen, werden in zunehmendem Mass von ausländischen Bibliotheken bestellt.

4. Das *Herbstbott* 1978 fand am 29. Oktober im üblichen Rahmen statt. Vor annähernd vollem Saal hielt Professor Dr. *Adolf Muschg* den in diesem Heft gedruckten Vortrag, der die Episode einer möglichen Berufung Kellers an die ETH in glänzender, subtiler Weise auf seine Hintergründe hin darstellte – eine wichtige Ergänzung zum Keller-Buch des Vortragenden. Die *Generalversammlung* genehmigte Jahresbericht und Rechnung 1978. Der Vorstand wurde in globo für eine neue Amtsdauer (drei Jahre) gewählt; der Präsident und die beiden Rechnungsrevisoren wurden ebenfalls in ihren Ämtern bestätigt.

Max Wehrli

Zusammensetzung des Vorstandes

Präsident	Prof. Dr. Max Wehrli Ebelstrasse 27 <i>8032 Zürich</i>	
Quästor	Präsident des Verwaltungsrates Dr. Oswald Aepli Schweiz. Kreditanstalt Hauptsitz Postfach <i>8021 Zürich</i>	
Sekretär	Prof. Dr. Egon Wilhelm Postfach 474 <i>8610 Uster 1</i>	
Mitglieder	Frau Dr. Verena Bodmer-Gessner Bederstrasse 78 <i>8002 Zürich</i> Direktor Hans Baer Stuketenstrasse <i>8332 Rumlikon</i> Nationalrat Dr. Theodor Gut Seestrasse 86 <i>8712 Stäfa</i> Dr. Rätus Luck Lilienweg 16 <i>3007 Bern</i> Regierungsrat Albert Mossdorf Schaffhauserstrasse 30 <i>8180 Büllach</i>	Rolf Pfenninger Seefeldstrasse 73 <i>8008 Zürich</i> Roger F. Schmutz Gemeindepräsident Landhaus <i>8432 Zweidlen</i> Dr. Werner Troxler Weinmangasse 90 <i>8700 Küsmacht</i> Stadtpräsident Dr. Sigmund Widmer Stadthaus Postfach <i>8022 Zürich</i>

Korrespondenzadresse

Sekretär: Prof. Dr. Egon Wilhelm
Postfach 474
8610 Uster 1
Tel. 01 941 37 25

Verzeichnis der Reden,

die an den Herbstbotten der Gottfried Keller-Gesellschaft gehalten wurden

- 1932: Prof. Dr. Fritz Hunziker, «Gottfried Keller und Zürich»
1933: Dr. Eduard Korrodi, «Gottfried Keller im Wandel der Generationen»
1934: Prof. Dr. Max Zollinger, «Gottfried Keller als Erzieher»
1935: Dr. Oskar Wettstein, «Gottfried Kellers politisches Credo»
1936: Prof. Dr. Paul Schaffner, «Gottfried Keller als Maler»
1937: Prof. Dr. Emil Staiger, «Gottfried Keller und die Romantik»
1938: Prof. Dr. Carl Helbling, «Gottfried Keller in seinen Briefen»
1939: Prof. Dr. Walter Muschg, «Gottfried Keller und Jeremias Gotthelf»
1940: Prof. Dr. Robert Faesi, «Gottfried Keller und die Frauen»
1941: Prof. Dr. Wilhelm Altwegg, «Gottfried Kellers Verskunst»
1942: Prof. Dr. Karl G. Schmid, «Gottfried Keller und die Jugend»
1943: Prof. Dr. Hans Corrodi, «Gottfried Keller und Othmar Schoeck»
1944: Dr. Kurt Ehrlich, «Gottfried Keller und das Recht»
1945: Dr. Fritz Buri, «Erlösung bei Gottfried Keller und Carl Spitteler»
1946: Prof. Dr. Charly Clerc, «Le Poète de la Cité»
1947: Prof. Dr. Hans Barth, «Ludwig Feuerbach»
1948: Dr. Erwin Ackerknecht, «Der grüne Heinrich, ein Buch der Menschenkenntnis»
1949: Prof. Dr. Max Wehrli, «Die Züricher Novellen»
1950: Prof. Dr. Gotthard Jedlicka, «Die ossianische Landschaft»
1951: Dr. Werner Weber, «Freundschaften Gottfried Kellers»
1952: Dr. Gottlieb Heinrich Heer, «Gottfried Kellers Anteil an der Schweizer Polenhilfe 1863/64»
1953: Prof. Dr. Fritz Ernst, «Gottfried Kellers Ruhm»
1955: Prof. Dr. Alfred Zäch, «Ironie in der Dichtung C. F. Meyers»
1956: Dr. Werner Bachmann, «C. F. Meyer als Deuter der Landschaft Graubündens»
1957: Prof. Dr. Ernst Merian-Genast, «Die Kunst der Komposition in C. F. Meyers Novellen»
1958: Prof. Dr. Werner Kohlschmidt, «C. F. Meyer und die Reformation»
1959: PD Dr. Beda Allemann, «Gottfried Keller und das Skurrile, eine Grenzbestimmung seines Humors»
1960: Prof. Dr. Lothar Kempter, «Das Geheimnis des Schöpferischen im Wort Conrad Ferdinand Meyers»
1961: Prof. Dr. Maria Bindschedler, «Vergangenheit und Gegenwart in den Züricher Novellen»
1962: Prof. Dr. Albert Hauser, «Über das wirtschaftliche und soziale Denken Gottfried Kellers»
1963: Prof. Dr. Hans Zeller, «Conrad Ferdinand Meyers Gedichtnachlass»
1964: Dr. Friedrich Witz, «Das Tier in Gottfried Kellers Leben und Werk»
1965: Kurt Guggenheim, «Wandlungen im Glauben Gottfried Kellers»
1966: Dr. Albert Hauser, «Kunst und Leben im Werk Gottfried Kellers»
1967: Prof. Dr. Karl Fehr, «Gottfried Keller und der Landvogt von Greifensee»
1968: Prof. Dr. Wolfgang Binder, «Von der Freiheit und Unbescholtenheit unserer Augen – Überlegungen zu Gottfried Kellers Realismus»
1969: Prof. Dr. Emil Staiger, «Urlicht und Gegenwart»
1970: Prof. Dr. Hans Wysliling, «Welt im Licht – Gedanken zu Gottfried Kellers Naturfrömmigkeit»
1971: Prof. Dr. Paula Ritzler, «Ein Tag kann eine Perle sein – Über das Wesen des Glücks bei Gottfried Keller»

- 1972: Prof. Dr. Peter Marxer, «Gottfried Kellers Verhältnis zum Theater»
1973: Dr. Rätus Luck, «Sachliches studieren ...‘ Gottfried Keller als Literaturkritiker»
1974: Prof. Dr. Karl Pestalozzi, «Der grüne Heinrich‘, von Peter Handke aus gelesen»
1975: Prof. Dr. Louis Wiesmann, «Gotthelfs und Kellers Vrenchen»
1976: Prof. Dr. Martin Stern, «Ante lucem – Vom Sinn des Erzählens in Gottfried Kellers
‘Sinngedicht‘»
1977: a. Ständerat Dr. Rudolf Meier, «Gottfried Keller – Zürcher Bürger in bewegter Zeit»
1978: Prof. Dr. Adolf Muschg, «Professor Gottfried Keller?»

